

«Die Fremdenpolizei war wie eine Spinne im Netz»

Christoph Stratenwerth über die Ausstellung «Magnet Basel»: Migrationsgeschichte im 20. Jahrhundert

Von Christoph Heim

BaZ: Christoph Stratenwerth, Sie machen die Migration in Basel zum Ausstellungsthema. Warum?

Christoph Stratenwerth: Migration ist ein Schlüsselthema. Nach Gründen, das Thema aufzugreifen, muss man nicht lange suchen. Wobei es nicht ich war, der den Anstoss gab, sondern die Staatsarchivarin Esther Baur, die nach einer Präsentationsform für ihren riesigen Bestand an fremdenpolizeilichen Akten suchte. Sie kam mit dem Thema zu mir und veranstaltete eine Serie von Brainstormings mit den Gestaltern von Emyl und dem Publizisten Gabriel Heim, der sich schon länger mit den Akten beschäftigt hatte. Über mehrere Zwischenschritte wurde daraus eine Serie von fünf unterschiedlichen Ausstellungen.

Das Konzept stammt von Ihnen?

Ich habe die Gesamtleitung übernommen und trage mit meiner Firma das Risiko, aber es war eine sehr enge interdisziplinäre Zusammenarbeit. Das Kernteam hat durchgehalten und wurde ständig vergrössert. Am Ende haben über 50 Personen einzelne Beiträge geliefert, recherchiert, Illustrationen gezeichnet, wissenschaftliche Statements geschrieben oder ihre Migrationsbiografien erzählt. Trotz seinem historischen Kern entwickelte das Projekt – auch unter dem Einfluss der Gestalter von der Firma Emyl – eine sehr starke Gegenwartigkeit.

Ist die Ausstellung eine Antwort auf die Flüchtlingskrise?

Nein. Wir waren schon 2014 mit dem Thema unterwegs, Arbeitstitel «Die Verwaltung des Fremden». Doch dann kam der Sommer 2015, und es kam der November 2015 und Paris. Und es wurde deutlich, dass dies kein Projekt sein könnte, in dem die Gegenwart indirekt mitschwingt, während man die Vergangenheit rekonstruiert. Dies würde ein Projekt werden, in dem Gegenwart und Vergangenheit miteinander sprechen, und zwar, wenn möglich, Klartext.

Sprechen wir über den historischen Hintergrund. Wie viele Dossiers der Fremdenpolizei liegen im Archiv?

Es hat sie noch niemand durchgezählt. Man müsste Zehntausende von Archivschachteln öffnen und ihren Inhalt erfassen. Aber das Staatsarchiv spricht von über 500 000 Dossiers bis etwa 1970. Die ältesten Akten stammen von 1917, als die Eidgenössische und die kantonale Fremdenpolizei per Notverordnung durch den Bundesrat gegründet wurden.

Befürchtete man eine Masseneinwanderung nach dem Ersten Weltkrieg?

Vor dem Ersten Weltkrieg konnte man die Landesgrenzen ohne Kontrollen passieren, dann wurden sie geschlossen. Man wusste, dass sie nach dem Krieg wieder offen stehen würden. Die Frage war, was sollte mit all den



Verwandeln Akten in Klartext. Staatsarchivarin Esther Baur mit Ausstellungsmacher Christoph Stratenwerth. Foto Christian Merz

Ausländern geschehen, die dann in die Schweiz strömen würden?

Was war die Aufgabe der Fremdenpolizei? Sie war eine Administrativabteilung im Polizeidepartement mit dem Auftrag, die ausländische Wohnbevölkerung zu überwachen, und sie entschied über das Aufenthaltsrecht der Ausländer. Zu Beginn hatte sie relativ weitreichende eigene Befugnisse. Ab den späten 1920er-Jahren zog Bern immer mehr Kompetenzen an sich, und alle Aufenthaltsbewilligungen und Einbürgerungen wurden Bern zur Bewilligung vorgelegt.

War die Fremdenpolizei allein bei der Kontrolle der Ausländer?

Man muss sich die Fremdenpolizei nicht als anonyme Behörde vorstellen, sondern eher als Spinne im Netz, die – wie heute – auf jede relevante Information zugriff, die bei anderen Ämtern einlief, von der Steuerverwaltung über die Vormundschaftsbehörde bis zum Konkursamt. Die wichtigste Stimme aber hatte das Arbeitsamt. Seit den späten 20er-Jahren wird die Aufenthaltsbewilligung an die Arbeitsbewilligung geknüpft, wie bei den sogenannten Drittstaaten heute auch. Die Arbeitsämter wachten darüber, dass keine Schweizer Arbeitskraft gefährdet wurde. Hier

steckt auch der Ursprung des Begriffs «Überfremdung», der in den 20ern aufkommt. In den Akten wurden Gesuche mit zwei Wörtern abgelehnt: «Begründung: Überfremdung».

Es gab aber auch eigentliche Einwanderungswellen im letzten Jahrhundert.

Wenn Arbeitskräfte fehlten, hat man sie so schnell wie möglich im Ausland rekrutiert, seien es deutsche Hausangestellte, was wir im Dreiländermuseum in Lörrach thematisieren, oder Näherinnen aus Italien für die Hanro, die mit Flugblattaktionen in Italien angeworben wurden. Dieses Faltblatt, das sich im Hanro-Archiv fand, lieferte das Thema für die Ausstellung in Liestal. Diese Fälle gaben auch den Fremdenpolizeien keinen Anlass zur Diskussion, die liefern in der Regel glatt durch.

Mussten Ausländer auch einen Vermögensnachweis erbringen?

Neben dem Schutz des Arbeitsmarktes war dies das zweite treibende Moment: Kein Ausländer darf dem Schweizer Staat zur Last fallen. Es wurden hohe Kauttionen erhoben, bei der Verlängerung von Aufenthalten und bei Einreisegesuchen sowieso. Bei jüdischen Flüchtlingen wollte man 5000 Franken sehen, das entsprach einem Jahreslohn eines gut

bezahlten kaufmännischen Angestellten. In den Akten findet man berührende Geschichten von Privaten, die versuchen, diesen stolzen Betrag zusammenzukratzen. Und man findet Fälle, bei denen sich die Basler Fremdenpolizei mit allen Verfahrenstricks in Bern für «ihre» Leute eingesetzt hat. Man kannte sich gegenseitig, und einzelne Beamte wurden von den Immigranten durchaus geschätzt.

«In den Akten des Staatsarchivs findet man berührende Geschichten.»

Wie stellt man so etwas aus?

Wir kennen ja, grob gesagt, zwei Formen von Ausstellungen. Ich habe etwas, das ich zeigen will. Zum Beispiel Kunstwerke oder Kunsthandwerk. Oder ich habe eine Geschichte, die ich erzählen will, aber keine Objekte. Ich muss dann Objekte einwerben, wie es in der Museumsprache heisst. In jedem Fall ist der Bau einer Geschichte und die Entwicklung eines starken inhaltlichen Kerns der einzige Weg, den ich sehe, um eine hohe Qualität zu erreichen,

egal ob Kunstaussstellung oder Zeitgeschichte.

Aber Akten sind keine Exponate.

Sie sehen hübsch aus, aber der Effekt lässt rasch nach. Zugleich enthalten sie Romanstoff und Alltagsleben ohne Ende. Wir haben einen biografischen Ansatz gewählt. Die Lebensgeschichten der Abenteurer, Flüchtenden und Arbeitssuchenden sind sehr berührend, wenn man sie vom Aktenstaub befreit. Gabriel Heim und Rebecca Szediwy haben in akribischer Arbeit 32 Lebensgeschichten rekonstruiert. Es sind richtige Lesebücher geworden.

Zum Beispiel?

Da sind die Akten des 2013 verstorbenen Kunsthändlers, Sammlers und Autors Carl Laszlo, dessen Familie zum grössten Teil in den Vernichtungslagern der Nazis umkam. Wir zeigen aber auch erheiternde Geschichten von Überlebenskünstlern. Oder die tragische Geschichte eines Dienstmädchens, das denunziert und an die Grenze gestellt wird. Im Pavillon im Hof des Staatsarchivs wie auch im Haus zum Kirschgarten findet man Leseräume, die man wiederkehrend ohne Eintritt besuchen kann. «Mädchen, geh in die Schweiz!» in Lörrach, von Andrea Althaus kuratiert, ist eher ein klassisches Format.

Und die Gegenwart?

Wir haben von Beginn weg nach einem Format gesucht, um die Vergangenheit in der Aktualität zu spiegeln, ohne dass es bemühend wirkt. Am Ende war die Lösung ebenso schlicht wie radikal: Im Hof des Staatsarchivs steht jetzt ein öffentlicher Raum im Format «10 und 10». Zehn Menschen von heute, von Claudia Berger und Claudia Klausner recherchiert, erzählen ihre Biografie und zeigen, wo es möglich ist, Dokumente. Der Familienvater aus Sri Lanka, der sein Einkommen offenlegen muss, sitzt neben Carl Laszlo. Der politisch Verfolgte aus Gambia neben Isak Aufseher, dem bekannten Revolutionär. Die Frau aus Südamerika, die 17 Jahre als Sans-Papier in Basel gearbeitet hat und jetzt zurückgeht, sitzt neben der Familie Marx, die 1939 ohne Papiere und Geld in Basel ankam und doch einen Weg fand, auszuwandern – nach Südamerika.

Was ist das Ziel der Ausstellung?

Wir stellen einen Denkraum zur Verfügung, in dem ganz verschiedene Schicksale, Stimmen und Positionen ausbreitet werden. Wir ermöglichen Perspektivwechsel, denn sie sind ein gutes Gegenmittel gegen überhitzte Kampagnen aller Art. Und mein persönliches Fazit nach all den Migrationsgeschichten lautet: Es sind oft die Starken, die ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen und den schmerzlichen Entscheid fällen, zu gehen. Und einmal im Neuland angekommen, sind sie nicht selten stärker als jede Regulierungsmassnahme. Das hat auch etwas Tröstliches.

Und es kamen Menschen

«Magnet Basel» ist eine Ausstellung für Leser, die den Einwanderer als Mensch in den Mittelpunkt rückt

Von Christoph Heim

Basel. Von Max Frisch stammt ein berühmter Satz, den man als Motto über die Ausstellung «Magnet Basel» stellen könnte: «Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen.» Es kamen, besonders während der Nazidiktatur, auch Flüchtlinge. Jedenfalls prägt Frischs humanistische Perspektive auf eine Einwanderungsgesellschaft, als die man ein Stadtwesen wie Basel im 20. Jahrhundert bezeichnen muss, einen ganzen Strauss von Ausstellungen, die dieser Tage eröffnen: Drei finden in Basel statt, eine in Liestal und eine in Lörrach.

Es ist kein Zufall, dass sich das Flaggschiff der vielgestaltigen Schau im Hof des Staatsarchivs Basel befindet. Denn von hier kam der Impuls zu dem ambitionierten und didaktisch recht anspruchsvollen Unternehmen. Hier

befinden sich auch die Archivbestände der Fremdenpolizei Basel, die das Schicksal von mehr als 500 000 Individuen, Paaren oder ganzen Familien fein säuberlich dokumentierte und in Dossiers ablegte. In Anbetracht einer städtischen Wohnbevölkerung von zurzeit etwa 200 000 Personen ist das eine zweifellos riesige Zahl.

Spuren in Polizeidossiers

Im Hof, den man von der Martinsgasse her betritt, steht ein Holzpavillon, den man als architektonisches Juwel bezeichnen kann. Er ist als offener Lesesaal gestaltet. Die Besucher der Ausstellung sitzen an Tischen, die auf einer quadratischen Holzbühne ringsum aufgestellt sind. Sie werden – mindestens für die Neuankömmlinge – zu einem Teil der Ausstellung, zu Performern, die sich in die Akten oder noch besser in das Leben der Menschen

vertiefen, die da nach Basel kamen und blieben oder wieder ausgeschafft wurden.

Denn darum geht es, und das ist auch der eigentliche Clou dieser Ausstellung: um Biografien, um Schicksale, um authentische Menschen, die ihre Spuren in den Dossiers der Polizei hinterlassen haben. Es gibt wenig zu sehen, keine Vitrinen mit Objekten, keine Wände mit Kunstwerken, und trotzdem werden vor dem inneren Auge des Lesers, der sich in die Akten und die sie begleitenden Kommentare vertieft, Menschen lebendig. Man kann Dramen und Tragödien, aber auch Glücksmomente miterleben. Unglaublich, in welcher Breite und Tiefe die Fremdenpolizei recherchierte. Wie viel sie wusste über die Einzelnen und wie sorgfältig, manchmal auch fahrlässig, sie ihre oft auch mörderischen Entscheide untermauerte mit Daten und Fakten und

Urteilen, die sie sich bei Nachbarn und Arbeitgeber einholte.

Jede einzelne Fallgeschichte wird von den Ausstellungsmachern in eine aufwendig gemachte Broschüre gebunden. Die Akten wurden zu diesem Zweck in einem hochauflösenden Verfahren faksimiliert, sodass sie oft noch besser zu lesen sind als die Originale. Dazu gibt es Fotos und Kommentare der Kuratoren, aber auch von Persönlichkeiten aus Basel, die man um Stellungnahmen zu einzelnen Fällen gebeten hat. Herausgekommen sind grafisch exzellent gestaltete Bücher, durch die man sich je nach Lust und Zeitbudget mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten lesen kann. Man mache die Probe aufs Exempel: die Ausstellung besuchen, sich an einen der Tische setzen und sich von einer Lebensgeschichte packen lassen, die nicht selten spannender ist als ein Krimi.

Natürlich gibt es auch Einstiegsmöglichkeiten für den eher visuellen Typ unter den Besuchern. Zu jeder Fallgeschichte haben Illustratoren comicartige Plakate gezeichnet, die wie im Stationendrama die Erlebnisse eines Menschen festhalten, insofern sie von der Fremdenpolizei dokumentiert worden sind. Da es den Ausstellungsmachern nicht nur um die Geschichte geht, werden im Pavillon beim Staatsarchiv neben zehn historischen Fällen auch zehn aktuelle Fälle von Migranten vorgestellt, die in Basel als Expats, als Asylbewerber oder als Sans-Papiers leben.

Die Ausstellungen in Basel und Lörrach werden am Wochenende eröffnet und dauern mit Ausnahme der Ausstellung im Theaterfoyer, die im Juni geschlossen wird, bis in den Herbst. Die Ausstellung in der Hanro Liestal hat am 13. Mai Vernissage und geht bis Ende August. Der Eintritt zu allen Ausstellungen ist gratis. www.magnetbasel.ch